

Komplexität und Bewegung

Die Eröffnung der Wehrhahn-Linie in Düsseldorf – Protokoll einer Ausfahrt

von Georg Trogemann

„**Von Bahnhof/Haltestelle oder Ort, Straße ...**“. Ich gebe „Sürth Bahnhof Köln“ ein. Zweites Eingabefeld „... nach Bahnhof/Haltestelle oder Ort, Straße“. Ich tippe „Düssel“ und akzeptiere den obersten Vorschlag des Buchungssystems „Düsseldorf Hbf“. Dann das übliche „Einfache Fahrt“ oder „Hin- und Rückfahrt“, wann und so weiter. Ich klicke ins Kästchen „Nur Nahverkehr“. Schließlich liegen Köln und Düsseldorf keine 50 Kilometer auseinander. Verschiedene Vorschläge werden angezeigt. Hinter allen Verbindungen steht „Preisankunft nicht möglich“. Birgit meint, das gehört alles noch zum KVB Bereich. Also Wechsel von *Bahn.de* auf die Seiten der Kölner Verkehrsbetriebe. Für Hin- und Rückfahrt ist jeweils ein 5 Zonen Ticket für 11.30 € zu lösen. Ich drucke ein paar sinnvoll erscheinende Verbindungen aus und habe noch eine Stunde bis ich los muss. Die Fahrkarten werde ich auf dem Weg zur Bahn in der Lottoannahmestelle kaufen. Reine Vorsichtsmaßnahme, die Automaten in den Kölner Bahnen sind häufig defekt. Sonst eine gerne angenommene Gelegenheit ohne Ticket zu fahren, heute würde es nichts bringen, dann müsste ich am Bahnhof eines lösen. Hinter den Eingabefenstern der Browser liegen Karten, Streckenverzeichnisse und Zeitpläne die aktiviert und zielgerichtet ins Verhältnis gesetzt werden. Meiner Fahrt nach Düsseldorf geht also ihr abstrakter Vollzug voraus. Auf algorithmischer Ebene wurden aus der unüberschaubaren Menge möglicher Reisen einige wenige für mich persönlich markiert und als konkrete Möglichkeiten auf dem Bildschirm angezeigt. Das Reisevorhaben verwirklichen kann ich natürlich nur, wenn nicht nur Fahrpläne existieren, sondern ein reales Bahnnetz mit allen Strecken und echten Zügen. Ich hatte auch kurz überlegt, das Auto zu nehmen. Auto und Navigationssystem stehen in einem ähnlichem Verhältnis zueinander, allerdings dynamischer, ohne starre Abfahrts- und Ankunftszeiten, stattdessen ein ständig aktualisierter Abgleich zwischen digitaler Karte und tatsächlicher Fahrzeugposition. Überall finden wir heute solche Doppelungen von realen Abläufen und ihren semiotischen Spiegeln. Nicht immer ist klar, wer gerade wen steuert. Diese beiden Schichten unserer Realität stehen nicht zufällig am Anfang meines Reiseprotokolls.

Es ist Samstag, der 20. Februar 2016, Sprühregen aus trostlos grauem Himmel. In dieser Jahreszeit finde ich alle Städte hässlich; bei Regen besonders. Die Bahn Richtung Kölner Innenstadt kommt mir ungewöhnlich voll vor, alle Sitze sind belegt, schon ab Rodenkirchen müssen viele stehen. Ob es wohl Samstags immer so voll ist, selbst ohne FC-Heimspiel? Mir fehlt die Basis für Vergleiche. Habe keine Erinnerung wann ich das letzte Mal an einem Samstagsnachmittag mit der Straßenbahn unterwegs war. Mir gegenüber sitzt ein junger Afrikaner. Er hantiert mit zwei Handys. Auf dem Smartphone in der rechten Hand sind offensichtlich seine Kontakte gespeichert. Eine Weile sucht er mit dem Daumen nach einer Nummer die er dann mit dem anderen Daumen in ein kleines Billighandy in seiner linken Hand eintippt. Er telefoniert, mir gelingt es nicht, die Sprache zuzuordnen, ruhige Stimme aber ziemlich schnell, im allgemeinen Lärmpegel ist er kaum zu hören. Es wird ein langes Gespräch, am Barbarossaplatz steigt er telefonierend aus. Die Straßenbahn war schon beim Zusteigen in Sürth etwas verspätet, am Hauptbahnhof sind es nun fast 10 Minuten. Nach verschärftem Slalom durch die Menge auf dem Bahnsteig angekommen sehe ich die Rücklichter des langsam ausfahrenden Zuges. Ein komisches Klischeebild, wie aus einem schlechten Film. Ich gehe wieder hinunter auf die Zwischenebene und beschließe zum Zeitvertreib die Bahnhofsbuchhandlung anzusteuern. Es ist mühsam quer zur Hauptachse des Verkehrsstroms

den Eingang der Buchhandlung zu erreichen. Ist das die Oberfläche der Massen von der Ortega y Gasset schreibt, die rein visuelle Tatsache der Anhäufung und Überfüllung? Später lese ich in Ortega y Gasset's „Aufstand der Massen“: „Die Städte sind überfüllt mit Menschen, die Häuser mit Mietern, die Hotels mit Gästen, die Züge mit Reisenden, die Cafés mit Besuchern; es gibt zu viele Passanten auf der Straße, zu viel Patientinnen in den Wartezimmern berühmter Ärzte; Theater und Kinos, wenn sie nicht ganz unzeitgemäß sind, wimmeln von Zuschauern ... „. Das trifft mein Empfinden, wann immer ich in Köln oder auch später am Tag in Düsseldorf unterwegs bin. Ich weiß aber nicht, ob es sich auch durch Zahlen und Fakten belegen ließe. Man muss ohnehin vorsichtig sein. David Foster Wallace nennt diese Form sozial unverträglicher Selbstzentriertheit unsere fest in unseren Platinen verdrahtete Standardeinstellung. Schon ein einfacher Perspektivwechsel deckt die Fehlschlüsse dieser Einstellung auf. Natürlich haben die anderen ebenfalls belegbare Gründe unterwegs zu sein und erst vor wenigen Minuten hatten sie allen Grund sich über meine Hast Richtung Gleis 4 zu wundern. Wir sind nicht unbeteiligte Beobachter des Wahnsinns, sondern beobachtende Akteure. Direkt am Eingang der Buchhandlung sind die Bestseller gestapelt. Ein knallroter Romanband mit komischem Titel springt ins Auge. „Der Circle“, warum nicht „Der Kreis“ oder „The Circle“? Aha, „Circle“ soll ein Firmenname sein, ein Megaunternehmen der nahen Zukunft, das Google, Apple und Facebook ablöst. Es geht anscheinend um die Gefahren der totalen Vernetzung. Um freiwillige Mediatisierung, absolute Transparenz und Hipster auf der einen Seite, Überwachung, Verschwinden der Privatsphäre, Kontrollverlust auf der anderen. Moderner Romanstoff, hoch aktuell, offensichtlich gut geeignet für Bestseller. Ich versuche erst gar nicht mir den Autor zu merken. Warum nur interessiert es mich nicht, obwohl es müsste, zumindest von Berufs wegen. Schon als junger Informatikstudent konnte ich mit der amerikanischen Firmenkultur a la Silicon Valley oder auch Universitäten wie dem MIT und seinem damals neuen Medialab nichts anfangen, es hatte immer diese seltsame Mischung aus blitzschneller Klugheit und zielgerichteter, aber eng fokussierter Oberflächlichkeit, gewissermaßen das Gegenmodell zu meinen langsamen und krebstartigen seit-rückwärts Bewegungen. Folglich spüre ich bei der Lektüre des Buchrückens nichts, habe keinerlei Interesse weiterzulesen. Nicht mein Problem, wenn es denn überhaupt ein Problem gibt. Nur scheinbar haben solche Romane den Anspruch etwas zu verändern, tatsächlich geht es um die Vergewisserung des hier und jetzt, um die narrative Fassung gesellschaftlicher Verdachtsmomente. Auch Klischees brauchen Bestätigung von autorisierter Seite, bevor sie ins kollektive Bewusstsein vorgelassen werden. In der Mitte des Ladens, gegenüber der Kasse, finden sich handliche Zusammenfassungen zum aktuellen Weltzustand, zur Globalisierung, zum Klimawandel, zu fast allen Weltproblemen einschließlich ihrer Lösung. Weiter hinten die Boulevardzeitschriften. Fast alle zeigen Großaufnahmen von Gesichtern oder Körpern, ich kenne niemanden außer David Beckham, dessen Tätowierungen auf einem Hochglanzcover in Szene gesetzt werden. Mir fällt wieder die überdimensionale Werbung an einem H&M Kaufhaus in Bukarest im letzten Jahr ein. Von diesem Kaufhaus im Zentrum, direkt am ehemaligen „Boulevard des Sieges des Sozialismus“ den der rumänische Diktator Nicolae Ceaușescu in den 1980er Jahren zusammen mit dem „Haus des Volkes“ am Kopf des Boulevards anlegen ließ, schaute dieser riesige, mindestens 20x30 Meter große Beckham in seiner typisch ernsten Mine auf den vielspurigen Verkehr des Boulevards. Wie könnte der Sieg des Kapitalismus über den Kommunismus besser ins Bild gesetzt werden? Der Zug nach Düsseldorf ist dann aber überraschend leer. Diffuser Himmel, die riesigen Felder liegen da wie ausgewalzt. Wir passieren die Industrieanlagen von Bayer, später endlose Altpapierberge, die auf ihre Rückspeisung in den Systemkreislauf warten. Jetzt zeigt sich vieles das im Sommer notdürftig hinter Grün versteckt ist. Eindeutige Zeichen, dass nun die Grenze von (Italo Calvino's) Leonia erreicht ist und wir uns von nun an dem nächsten Eruptionszentrum nähern. „Die Grenze zwischen einander fremden Städten sind verseuchte Bastionen, wo sich die Abfälle der einen und der anderen gegenseitig abstützen, überlagern, vermischen.“

Eigentlich wollte ich früher in Düsseldorf sein, wollte die neue dreieinhalb Kilometer lange Wehrhahn-Linie einmal ganz abfahren und an allen sechs neuen Bahnhöfen kurz aussteigen, um so den ganzen architektonischen Komplex der baulich miteinander verbundenen und doch nur nacheinander erlebbaren Orte zu erfassen. Jetzt bin ich vermutlich zu spät, kenne aber die

geplanten Zeitabläufe nicht. Essen um 18.00 h, mehr weiß ich nicht. Ich gehe raus und rufe vor dem Bahnhof Ursula an. Sie sagt, sie will an der Haltestelle Heinrich-Heine-Allee auf mich warten. Also zurück in den Bahnhof nach unten in die U-Bahn. Als ich wenige Minuten später dort aussteige muss ich entscheiden, ob ich den linken oder rechten Ausgang nehme. Nach wenigen Schritten weiß ich, dass ich mich falsch entschieden habe, gehe aber weiter. Also auf der ersten Ebene den ganzen Weg zurück und hoch in die Stadt. Schon unterwegs ist mir klar, dass das kompletter Unsinn ist. So werden wir uns nie finden. Also rufe ich oben angekommen wieder an. Ursula wartet mit Yunchul und Begleitung unten auf dem Bahnsteig. Wir treffen uns, beide das Handy am Ohr, auf der Mittelebene, vor dem Eingang zur Galeria Kaufhof. Noch vor kurzem wäre für dieses Treffen eine viel präzisere Abstimmung im Vorfeld notwendig gewesen. Kurze Begrüßung, Freude, Vorstellung der Begleitung von Yunchul. Dann direkt weiter, gleich beginnt eine Veranstaltung mit den Architekten und Künstlern. Unterwegs ein kurzes Gespräch mit Yunchul. Obwohl ich seine Arbeiten sehr schätze haben wir leider nie wirklich einen Draht zueinander gefunden. Bestätigung, bleibt vorerst so. Am Veranstaltungsort angekommen – ich habe keinen Schimmer in welchem Gebäude wir nun sind – wird mir eine Ulla vorgezeigt, nicht vorgestellt, da wir uns schon kennen würden. Keine Erinnerung. Ursula meint das Haus gehört zur Universität. Der Vortragsraum ist überfüllt. Hinten und an den Seiten, überall stehen Leute. Ursula wird nach vorne geholt. Die Veranstaltung beginnt mit einer kurzen Rede eines Vertreters der Stadt. Angenehm kurz, aufs Wesentliche beschränkt. Fünfzehn Jahre Planungs- und Bauzeit, von Anfang an waren die Künstler mit einbezogen. Ich wusste gar nicht, dass man es sonst anders macht, klingt plausibel. Freude und Stolz, dass das Projekt gelungen ist und sogar die New York Times auf einer ganzen Seite berichtet. Auch die englische Zeitung „The Guardian“ hat offensichtlich etwas veröffentlicht. Fünfzehn Jahre. Ich muss tatsächlich weit zurück in der Erinnerung. Wann hat Ursula erzählt, dass sie den Wettbewerb gewonnen hat? Wir waren damals eine andere Hochschule, in einer anderen Zeit. Interaktive Arbeiten mit großen Projektionen habe ich lange nicht mehr gesehen an der KHM. Trotzdem denke ich, dass Ursulas Arbeit heute eigentlich aktueller ist als damals. Urbanismus und Karten sind ein großes Themen und der Diskurs über algorithmische Prinzipien beginnt gerade erst. Um die Jahrtausendwende hätten nur wenige überhaupt etwas mit einem Begriff wie „Algorithmus“ anfangen können. Momentan wird überall darüber geschrieben. Ob Algorithmen wirklich die Kraft haben, eine breite Kulturtechnik zu werden? Es wird sich zeigen. Wenn ich sehe, wie die so genannten Digital Natives mit Medien umgehen, ist es nicht zu erwarten. Die Oberflächen werden virtuos beherrscht, die darunterliegenden Strukturen interessieren eigentlich niemanden. Gleichzeitig wird sich vielleicht schon die nächste Generation an funktionale Materialien, genmanipulierte Organismen und andere Produkte der synthetischen Biologie gewöhnen müssen. Der Umbau unserer technischen Milieus beschleunigt sich immer noch. Vielleicht sind die Vorbehalte gegen die ungezähmte technische Entwicklung ja immer schon unnötig gewesen. Nein, explodierende Atomkraftwerke und bewusst eingesetzte Atombomben beweisen anderes. Die Liste unseres Versagens, vernünftig mit Technik umzugehen, wird immer länger, sobald man anfängt darüber nachzudenken. Atomkraftwerke und Atombomben sind gleichzeitig schlechte Beispiele. Die Auswirkungen der Technik auf unser Leben sind tatsächlich gewaltig, funktionieren aber subtiler. Auch in der synthetischen Biologie hätten wir allen Grund bedächtiger vorzugehen. Ich schweife ab, zurück zur Veranstaltung. Als zweiter Redner spricht Gregor Jansen über das U-Bahn-Projekt, über die Architekten und insbesondere die Arbeiten der Künstler. Man kann ihm gut zuhören und ich kaufe ihm seine Begeisterung ab. Zur Vermeidung „visueller Umweltverschmutzung“ sollen alle Bahnhöfe dauerhaft ohne Werbung bleiben. Die Stadt legt sich also ein Feigenblatt zu, trotzdem gut, irgendwo muss es ja anfangen. Ihm gelingt eine sprachlich schöne und ausgreifende Einbettung ins Zeitgeschehen, auch wenn ich sie – wie ich gerade merke – dann doch nicht im Gedächtnis festhalten kann und seine Behauptung der „Entscheunigung“ durch die Kunst nicht unbedingt originell ist und auch falsch, Wunschenken. Auch Umberto Eco und die Semiotik werden erwähnt. Heute Morgen habe ich noch gelesen, dass Eco in den letzten Nacht gestorben ist. In diesem Moment flüstert es in der Reihe vor mir eine Frau dem neben ihr sitzenden Mann zu. „Eco ist heute gestorben.“ Etwas schwieriger wird Jansens Vortrag, als er beginnt jeden der sechs neuen Bahnhöfe einzeln durchzugehen und dabei versucht, die jeweilige künstlerische Arbeit zu würdigen. Ich merke, dass er sich hierbei auch

aus fremden Texten der Projektbeschreibungen bedient und es Stellen gibt, wo er nicht mehr authentisch wirkt. Die Augen beginnen nach alternativer Beschäftigung für die Gedanken zu suchen. Ich schaffe es nicht, zum Vortrag zurück zu kehren. Nach Jansens Rede werden die Architekten und Künstlerinnen und Künstler einzeln auf die Bühne gerufen und es folgen weitere Belobigungen. Verständlich und notwendig an diesem Tag, außerdem angenehm natürlich und unaufgeblasen. Alleine diese Veranstaltung lässt mich ahnen, warum Düsseldorf am Ende mehr hinbekommt als Köln. Warum in Köln das Stadtarchiv in die U-Bahn stürzt und nicht in Düsseldorf. 15 Jahre Planungs- und Bauzeit, lächerlich. So lange wird in Köln alleine die Verzögerung in Anspruch nehmen.

Wir nehmen ein schnelles Getränk im Vorraum und wollen dann zum U-Bahnhof. Als wir das Gebäude verlassen sehen wir gegenüber eine Bühne mit Jazzmusik, davor kleine Menschengruppchen, wieder Nieselregel, Trostlosigkeit. Ich kann nicht sagen, ob es auch Stehtische und Ausschank gibt, weil mich die quer zum Eingang aufgebaute Kinderbahn mehr interessiert. Ich achte nicht auf den Weg und stolpere beim Gehen ein-zweimal über die Absperrung. Eine schnurgerade Strecke von ca. 50 Metern (oder ging es da hinten noch weiter?), mit kleinen Schienen, kleinen Wagen und kleinen Fahrgästen wurde herbeigeschafft, aufgebaut und in Betrieb genommen. Die Wagen sind voller Kinder. Das Faszinosum des Bewegtwerdens muss irgendwo tief in uns verwurzelt sein. Es ist jedenfalls nichts, was Kinder erst von Erwachsenen lernen. Dabei hat diese lächerliche Strecke, die im Schneckentempo zurückgelegt wird, kein erkennbares Erlebnis zu bieten. Brauchen Kinder heute nicht vollkommen andere Kicks? Aber das Interesse scheint groß, die Wagen sind voll. Eine absurde Miniatur des Geschehens im Großen. Eine Bahn wurde gebaut, in Betrieb genommen und wird nun von begeisterten Fahrgästen erprobt. Nur kleine Festredner fehlen.

Nach kurzem Fußweg sind wir am Bahnhof Schadowstraße. Wir fahren die Rolltreppe hinunter. Die mit Geometrien überlagerten Luftbildaufnahmen fallen sofort ins Auge. Ich hatte schon welche in ihrer Atelierwohnung in Berlin gesehen, weiß ungefähr worum es geht. Ich zweifle, ob der eilige Passant ohne weiteres versteht, was auf den Bildern gezeigt wird, aber sie sehen spannend aus. Man kann sich sofort vorstellen, dass sie sich lange behaupten können, was für Architektur im Allgemeinen und für Bilder im Besonderen nicht selbstverständlich ist. Wir kommen näher und sie erklärt, dass die Luftaufnahmen etwas heller sein müssten, war leider eine Blindflugentscheidung am Telefon. Schwieriger finde ich die Dominanz der dunkelblauen Glasfliesen, mit denen die Wände verkleidet sind, gegen die haben es die pastelligen Farben der Geometrien schwer. Aber auch ohne die Bildschlitze finde ich das Blau zu aufdringlich. Später sage ich es dann, ihr geht es genauso und ich verstehe, dass wir das Ergebnis einer verlorenen Auseinandersetzung vor uns haben. Ein junger Bursche vom Wachpersonal lehnt mitten in einem der Bilder an der Rolltreppe. Sie scherzt: „Junger Mann, geben Sie meine Kunst frei“. Natürlich verträgt das Glas die Belastung problemlos, es zeigt aber eine mangende Sensibilisierung worum es – zumindest heute – geht. Ich verstehe die Wandbilder vor allem auch als Vorbereitung für das Geschehen auf der großen LED-Wand unten im Tunnel. Oder als Hinausbegleitung, wenn man vom Bahnsteig hochkommt. Ich versuche mir vorzustellen, wie es sich anfühlen muss, wenn man nach 15 Jahren Vorlauf eine so große Arbeit an diesem prominenten Ort installiert, dauerhaft als tägliche Begleitung für tausende Bahnfahrer. Zudem in Düsseldorf, der Stadt in der sie studiert und viele Jahre gelebt hat und sicher noch viele Leute kennt. Ich kann mich nicht einfühlen, das liegt jenseits meines Erfahrungshorizontes. Mir fehlt schon die Vorstellungskraft, dass ich jemals etwas herstelle, nur damit es andere anschauen. Zum Benutzen ja, aber zum Anschauen? Offensichtlich fehlt mir das Sendungsbewusstsein, nie gehabt, vielleicht ein Gendefekt. Vermutlich würde ich dem Gefühl ein Stück näher kommen, wenn ich die Motivation von Graffiti-Künstlern nachvollziehen könnte, kann ich aber auch nicht. Ich sage Ursula, dass sie sich damit ja ein Denkmal in Düsseldorf gesetzt hat. Ein blöder Spruch, mir fällt aber kein besserer ein. Jedenfalls hat sie sich damit für ziemlich lange Zeit in die Oberfläche dieser Stadt eingeschrieben.

Die LED-Wand ist beeindruckend groß mit überraschend gutem Bild. Jetzt verstehe ich, warum betont werden musste, dass die Künstler von Anfang an eingebunden waren. Die Bildeinlassungen in den Wänden könnte man auch in der letzten Bauphase noch realisieren. Diese Videowand muss dagegen von Anfang an mitgedacht werden. Wir gehen auf dem Bahnsteig entlang, geradewegs auf den Fahrstuhl zu. Dann senkrecht mit dem Fahrstuhl hoch. Oben eine 90 Grad Drehung, wieder eine horizontale Bewegung von vielleicht 10 Metern. Dann mit dem zweiten Fahrstuhl wieder nach unten, erneut eine 90 Grad Wendung und 10 Meter gerade aus. Eine komische, irgendwie unnatürliche aber interessante Bewegungskurve. Wir sind damit gerade mal 10 Meter von unserem Startpunkt auf der anderen Seite der Gleise entfernt. Ich kenne diese Bewegungsfigur irgendwoher. Ich versuche nachzudenken, so ähnlich muss das generierende Element der dreidimensionalen Hilbert-Kurve aussehen. Eines dieser mathematischen Kuriositäten. Zuhause recherchiere ich und stelle fest, dass tatsächlich nur an den beiden Enden der eben ausgeführten Bewegung jeweils eine weitere senkrechte Bewegung fehlt. Zur Vervollständigung der Hilbert-Kurve würden quasi zwei weitere Fahrstühle gebraucht. Wo wir jetzt stehen hört man aus den Wandlautsprechern auch den Ton zur Installation. Er passt, hat aber auch nichts Überraschendes. Allerdings kenne ich die Variationsbreite nicht, weiß nicht, was man hört, wenn sich das Bildgeschehen stark verändert. In diesem Moment taucht auf der anderen Seite Klaus Fritze auf, den ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen habe. Er winkt, fotografiert und zeigt an, dass er zu uns rüber kommt. Obwohl er nur 10 Meter entfernt auf der anderen Seite der Gleise steht, muss er die gleiche Bewegung wie wir vor wenigen Minuten machen. Also gerade auf den Fahrstuhl zu, senkrecht hoch, Wendung um 90 Grad, 10 Meter gerade aus und wieder senkrecht nach unten. Die Fahrstuhltür geht auf und nach ein paar Schritten ist er bei uns. Ich merke, dass ich mich freue ihn zu sehen, bin davon selbst überrascht. Er redet mit Ursula, mich beschäftigt die Sache mit den Fahrstühlen. Unter der Video-Wand fährt gerade die nächste Bahn in den Tunnel. Warum sind die Fahrstühle interessant? Vermutlich weil sie die LED-wand quasi rahmen. Und schließlich geht es bei dem Ganzen ja um Bewegung. Der Platz oben, den die Kamera aufnimmt, liegt horizontal, die Bildebene hier unten steht in der Vertikalen, beide bilden also auch wieder einem 90 Grad Winkel. Die Kamera selbst, die den Platz aufzeichnet, ist allerdings ca. 45 Grad geneigt. Das Bild, das auf der vertikalen LED-Wand dargestellt wird, ist folglich auch 45 Grad zur Wand geneigt. Ein verrücktes geometrisches Ensemble, ich gebe auf. Wir machen uns gemeinsam zu einem kleinen Rundgang auf. Wir gehen den Bahnsteig entlang zur hinteren Rolltreppe. Hier also eine schräge, lang gezogene aufwärts Bewegung, weniger interessant. Oben die Querung, dann auf der anderen Seite wieder langezogen nach unten. Vorher noch ein kurzer Stopp vor einer Texttafel, die das Prinzip der generierten Bildgeometrien erläutert. Ursula kennt einen Passanten, stellt mich wieder als ihren alten Professor von der KHM vor. Das macht sie den ganzen Tag so, schafft es aber selbst nicht, vollkommen ernst dabei zu bleiben. Das stimmt natürlich so auch nicht, ist aber nett von ihr, weil sie mich damit indirekt mit der Arbeit in Verbindung bringt. „Seht her, das hat sie alles bei mir gelernt!“ Wir wissen beide, dass es nicht so ist. Auf der anderen Seite nun wieder auf die LED-Wand zugehend, gibt diese stetig mehr vom oberen Bildbereich frei. Von weit hinten sieht man nur einen schmalen unteren Streifen, nur im vorderen Drittel des Bahnsteigs das volle Bild. Das angezeigte Videobild ist, wie soll man sagen, ästhetisch? Noch vor wenigen Jahren hätte ich mir das Bild angesehen und sofort versucht, die dahinter liegenden Algorithmen zu entschlüsseln, also vor allem zu verstehen, wie das Bild gemacht wird. Das habe ich mir abgewöhnt, mit strenger Disziplin. Ich versuche vorurteilsfrei zu schauen, einfach so wie alle, die nichts von Algorithmen wissen. Ich weiß nicht, ob das überhaupt geht, solches verlernen. Jedenfalls finde ich es entlastend. Und wenn ich bei solch unwissender Betrachtung nichts spüre, dann beschäftige ich mich in der Regel nicht weiter mit einer Arbeit. Eine vielleicht arrogante aber sehr effektive Methode. Neunzig Prozent dessen was mir angeboten wird fällt damit für weitere Beschäftigungen schon weg. Hier geht das nicht. Ich kann nicht vorurteilsfrei auf Ursulas Arbeiten schauen, trotzdem will ich mich nicht mit den Algorithmen beschäftigen. Im Moment zeigt das riesige Video unfreiwillig, dass die U-Bahn eben doch noch nicht fertig ist. Oben ist der Bereich um die beiden Fahrstühle herum noch abgesperrt, folglich ist auch keine Bewegung von Passanten in diesem Bildausschnitt möglich. Das wirkt sich natürlich auf die gesamte Animation aus. Ich versuche ein paar Bilder mit meinem

Handy zu machen, weiß aber jetzt schon, dass sie nichts werden. Wir schauen kurz gemeinsam auf die Video-Wand. Ursula spricht von Besen, die die Energie der Passanten zurück in die Gebäude kehren, oder so ähnlich. Die Architektur wird also gewissermaßen mit der Energie der Passanten versorgt? Geht es um die Sichtbarmachung verborgener geometrischer oder architektonischer Beziehungen, um Energien, die von Passanten ausgehen? Oben regnet es offensichtlich, die aufgespannten Regenschirme in unterschiedlichen Farben kommen besonders schön im Bild. Wenn schon Schirme eine so starke Auswirkung auf das Bild haben, wie werden sich dann erst Tageszeiten und andere Wetterverhältnisse auswirken? Ich werde es vermutlich nie erfahren. Ich versuche mir vorzustellen, welche Beziehung man zu diesem dynamischen System aufbauen kann, wenn man regelmäßig hier unten wartet und ein- und aussteigt. Nur dann kann man eigentlich die verschiedenen Stimmungen im Bild unterscheiden lernen und eigene Interpretationsmuster anlegen. Das könnte spannend sein, ich hoffe es passiert.

Mir fällt es hier unten schwer Wahrnehmung und Reflexion zusammen zu bekommen. Wie nehmen andere das wahr, wie gehen sie damit um? Es ist nicht einfach solche technisch aufwendigen Arbeiten gut zu beschreiben und der Vortrag von Gregor Jansen macht deutlich, dass es auch routinierten Interpretanten nicht viel anders geht. Erst wenn ich, so wie jetzt beim Schreiben dieses Protokolls, mehr Zeit habe in Ruhe zu überlegen, der Sache aus unterschiedlichen Perspektiven nachgehen kann, kommt eine Reflexionsebene ins Spiel die alternative Zugänge, andere Aspekte, aber auch Probleme hervortreten lässt. Gewissermaßen »offline«, nach der eigentlichen Begehung, ist die Auseinandersetzung mit der Arbeit also eine andere. Ich kann nachlesen, nachdenken, versuchen Querbezüge zu anderen Erfahrungen zu finden usw. Bei der Lektüre des Textes zu *Turnstile* in der ausgelegten Broschüre werde ich beispielweise stutzig, merke, dass ich Dinge anders interpretiere, vermute plötzlich Widersprüche. Zu den gefilmten und auf die Video-Wand übertragenen Echtzeitbewegungen der Passanten steht: „Ein Mensch kann auch hier mit einem Polygon interagieren, seine Bewegungsrichtung kann den Ruheraum für die Geometrien stören.“ Interaktion ist aber immer eine Handlung, die mindestens zwei Akteure aufeinander bezieht, also in zwei Richtungen geht, was hier nicht der Fall ist. Erst wenn die Passanten von ihrer Rolle wüssten, die Geometrien sehen könnten und ihre eigene Bewegung darauf abstimmen würden, entstünde Interaktion. Aber damit ist man eigentlich nicht mehr beim Projekt selbst, sondern setzt sich mit Texten auseinander. Ein ganz anderes Medium. Weiter unten lese ich in der Broschüre. „Ähnlich wie bei Vitruv, dem antiken Architekturtheoretiker, wird hier der Mensch wieder zum Maß aller Dinge.“ Man kann die Arbeit tatsächlich so lesen. In diesem Fall hätte ich allerdings andere Bedenken anzumelden. Zufällig habe erst vor wenigen Tagen bei Georg Picht folgendes gelesen: „»Der Mensch ist das Maß aller Dinge« – so lautet der bekannte Satz des Protagoras.“ Aha, hier gilt also nicht Vitruv, sondern der noch etwas ältere Protagoras als Urheber des Spruchs. Was aber nicht so entscheidend ist, sicher ist er auch bei Vitruv zu finden. Wichtiger scheint mir der nächste Satz bei Picht. „Doch zweieinhalbtausend Jahre später scheinen die Menschen maßlos, ja vermessen geworden zu sein: Sie zerstören ohne Rücksicht auf die kommenden Generationen die Umwelt, in der sie leben und gefährden den Fortbestand menschlichen Lebens durch eine Waffentechnik, die außer Kontrolle zu geraten droht.“ Auch diesem Text merkt man seine Jahre an, aber hier wird ein zentrales Problem benannt. Der Mensch als Maß aller Dinge geht offensichtlich gründlich schief. Den Menschen als alleinigen Maßstab zu nehmen, ist in Bezug auf die Technik gerade das Problem, nicht die Lösung. Das philosophische Büchlein von Georg Picht hat übrigens den Titel „Das richtige Maß finden“. Wie bereits gesagt, bewegen wir uns jetzt allerdings auf einem anderen Schauplatz, den des Textes. Ich bin überzeugt, dass man sich erst gar nicht über längere Texte solchen Arbeiten wie *Turnstile* nähern sollte. Irgendetwas funktioniert daran nicht, ganz unabhängig von häufig falschen Beschreibungen, wenn es um technische Vorgänge geht, weil etwa grundlegende Begriffe missverstanden werden. Andererseits sind Texte für Pressemitteilungen und allgemeine Informationen unerlässlich. Eine Zwickmühle.

Aus einiger Entfernung betrachtet ist das zentrale Thema dieser Arbeit der Konflikt zwischen objektiven Beschreibungen (Zählen, Quantifizieren, Messen, Formalisieren und

Operationalisieren) und unserem subjektivem Erleben, zwischen dem Individuum und dem Ganzen. Wie kann es aber gelingen, sich dem eigenständig zu nähern, ohne den Beistand eines Experten – gewissermaßen phänomenologisch? Ich denke, die semiotische Doppelung unserer Existenz kann heute jeder anhand seines eigenen Erfahrungshorizontes nachvollziehen. Jeder begreift doch inzwischen, dass unsere realen Handlungen immer seltener ohne digitales Abbild existieren. Dass aus unseren digitalen Spuren unsere öffentliche Existenz in weiten Teilen rekonstruiert werden kann. Diese beiden Schichten, die semiotisch-objektive und die physisch-subjektive werden durch und in unseren Technologien immer enger verflochten. Um diese Wechselseitigkeit zweier Schichten unserer Existenz geht es, beziehungsweise deren gemeinsamer Hervorbringung dessen, was wir Realität nennen. Die objektive Schicht der Abstraktion individueller Erfahrungen, ihrer Rationalisierung, Formalisierung und Programmierung ist nichts Fremdes, das außerhalb von uns zu finden wäre, sondern Teil von uns. Wir müssen diese Produkte unserer Verstandes und unseres poetischen Handels als das Zentrum unserer Kultur begreifen und annehmen. Wir kommen nicht weiter, wenn wir immer nur die Intuition der Ratio entgegenstellen. Nur im Zusammendenken beider Realitätsmodi können wir versuchen unsere Existenz zu begreifen. Dabei stellen wir fest, dass uns die Welt gar nicht objektiv gegeben ist, dass wir immer nur unterschiedliche Objektivierungen entwerfen und ausprobieren können, um so unsere offene Zukunft selbst zu gestalten. Picht schreibt dazu: „Gewiss: die objektiven Gegebenheiten, auf die wir stoßen, und mit denen wir zu rechnen haben, begegnen uns immer nur in einer Welt. Aber die Welt als solche ist uns niemals objektiv gegeben. Die perspektivischen Ausmessungen des Horizontes seines Daseins werden vom Menschen selbst entworfen, und das bedeutet zugleich, dass der Mensch aufgrund der poetischen Vernunft das unheimliche Vermögen hat, in einer falschen Welt zu leben.“ Deshalb ist es so wichtig, dass nicht immer nur die kalte Seite der Technik thematisiert wird oder man immer nur neue technische Fetische produziert und ihnen huldigt, sondern dass Parameter, Messwerte, Polygonstrukturen und all diese Dinge auch in ihrer ästhetischen Dimension gezeigt und verhandelt werden, ganz spielerisch und selbstverständlich wie es bei dieser Arbeit geschieht. Hier werden Objektivierungen entworfen und getestet; so muss es sein! Je größer das gezeigt wird desto besser, damit auch keiner wegschauen kann. Ob dabei mit kleinen Besen Energien gegen virtuelle Architekturen geschoben werden, ist für mich dabei tatsächlich nicht so entscheidend.

Wir sind wieder auf dem Weg nach oben, wollen zusammen mit Klaus ins Kaffee Woyton das nur ein paar Schritte vom Ausgang der U-Bahn entfernt ist. Nachdem wir uns mit Kaffee versorgt und eine Weile geredet haben, ruft Ursula Felix an, ihren Programmierer wie sie sagt. Er nennt sie Chefin. Kurze Zeit später kommt er mit dem Fahrrad, in voller Regenmontur und triefend nass. Offensichtlich regnet es wieder. Ein kluger, sehr wacher Bursche der noch auf der Suche ist. Ein Glücksgriff für Ursula. Später beim Abendessen erzählt er, dass es ihn nicht nach Amerika zieht. Probleme mit der dortigen Wissenskultur. Ich merke, wie er mir immer sympathischer wird. Beim Abendempfang im Restaurant des Schauspielhauses, zu dem wir wenige Minuten später aufbrechen, kenne ich außer Ursula, Klaus und Felix niemanden. Angeblich ja noch Ulla, es gibt aber nie den Versuch eines Blickkontakts. Ich glaube, es geht ihr genauso wie mir, null Erinnerung. Klaus und ich finden es beide schade, dass wir Ursulas Eltern nicht gesehen habe. Sie waren anscheinend nur kurz da. Die Schwester habe ich kennengelernt, ohne Gespräch, nur die Hand geschüttelt. Ohnehin rede ich jetzt fast die ganze Zeit nur mit Klaus, bin froh, dass er da ist. Sehr kurzweilig. Später fällt mir auf, dass wir überhaupt nicht über die U-Bahn und Ursulas Arbeit gesprochen haben, auch irgendwie seltsam. Er ist mit dem Auto gekommen, weil er Bereitschaft hat und im Notfall schnell zurück nach Köln muss. Er bietet mir an, mich mit zurück zu nehmen. Später, kurz bevor er aufbrechen will, nehme ich das Angebot an. Eine kurze Verabschiedung, dann laufen wir einige Zeit Richtung Auto. Der Weg durch den Park ist ziemlich dunkel, man weiß nicht, ob es gerade wieder regnet oder nicht, irgendwas dazwischen. Vorbei an den leuchtenden Kunstbänken über die Klaus mich aufklärt. Er kann nicht genau sagen, wo genau sein Auto steht, hat aber Orientierungspunkte an denen er vorbeigekommen ist und ein sicheres Gefühl für die Entfernung. Diese Art der visuellen Orientierung ist auch für mich in Städten enorm wichtig. In meinem Jahr in London konnte ich es

nicht ertragen aus der Underground hoch zu kommen und jedes mal das Gefühl zu haben, in einer anderen Stadt zu sein, ohne jedes Verständnis für die Zusammenhänge der verschiedenen Stationen. Ich habe dann verzweifelt versucht mir diesen Moloch visuell zu erschließen, bin tagelang umher gelaufen. Habe immer größere Strecken zurückgelegt. Nach dem innersten Zirkel, den ich nach wenigen Wochen verinnerlicht hatte, habe mich an die nächste Schicht gemacht. Wollte unbedingt eine innere Karte dieser Stadt besitzen. Aber es war hoffnungslos, nicht zu bewältigen. Trotzdem bin ich bis heute auch in Großstädten am liebsten zu Fuß unterwegs. Bis heute verblüffen mich die Momente, in denen ich plötzlich begreife wie zwei Wege, zwei Bezirke, zwei getrennt memorierte Perspektiven zusammenhängen. Wenn ich etwa zufällig aus einer Seitenstraße auf eine der Hauptstrecken meiner subjektiven Stadtkarte einbiege, diese spontan erkannt wird und augenblicklich die Führung übernimmt. In diesem Moment findet ein plötzlicher Ortswechsel statt, ohne physische Bewegung. Sobald die Orientierung in eine bekannte, abgespeicherte Perspektive umschaltet, werde ich augenblicklich an diesen Punkt gebeamt, der in der bisherigen Vorstellung ganz woanders verortet war. Die noch eine Sekunde vorher präsente Karte ist dann für immer verloren, sie lässt sich nicht mehr reproduzieren. Nach der Anpassung kann ich nie wieder so aus der Seitenstraße in die Hauptstraße einbiegen. Eine Viertelstunde Fußweg, es gelingt Klaus mühelos das Auto zu finden. Kurze Überlegung, ob wir das Handy für die Navigation brauchen, er entschließt sich dagegen. Können wir falls notwendig immer noch rausholen. Wir fahren los. Nach einer Weile ist Klaus nicht sicher, ob er sein Handy im Restaurant vergessen hat. Ich soll ihn anrufen. Er sagt mir die Nummer, es klingelt irgendwo im Auto. Alles gut, also kein U-turn. Wir können das Handy immer noch herauskramen falls notwendig. Mir fällt ein, dass ich ja auch meines benutzen könnte. Ich habe die Navigation aber tatsächlich noch nie eingeschaltet, also verkneife ich mir den Vorschlag. Es kann eigentlich auch kein Problem sein, ein Schild Richtung Köln zu finden. Es folgt (erneut) eine angenehme Unterhaltung. Ich finde es zunehmend schade, dass ich mit Klaus während seiner KHM Zeit nie etwas zu tun hatte. Woran lag das eigentlich? Vermutlich an seiner Klauke-Orientierung, oder an meiner Ignoranz. Aber bei Valie hätten wir uns begegnen können, oder war das später? Nach einiger Fahrzeit kommen wir am Stresemannplatz vorbei, der in meiner Vorstellung nahe am Bahnhof liegen müsste. Demnach hätten wir eine ordentliche Schleife gedreht. Wir unterhalten uns über die mexikanischen Yucca-Palmen auf dem Platz und die dreilagigen Reifenstapel, die als Begrenzungen für den Humus dienen. Sieht imposant und gelungen aus, zumindest nachts und selbst in dieser schwierigen Jahreszeit. Noch dazu bei Regen, na ja, soviel man bei diesen Wetter- und Lichtverhältnissen überhaupt sehen kann. Klaus erzählt, dass er gerne Reifenskulpturen auf dem Land fotografiert. Er hat wohl eine ganze Serie davon. Ich kenne auch diese bizarren Bilder von ländlichen Silos, deren Abdeckplanen mit Unmengen alter Autoreifen beschwert werden. Je weiter das Silo dann ans Vieh verfüttert ist, desto mehr Reifen müssen bei Seite gelegt werden. Daraus entstehen dann gelegentlich in einem spontanen oder auch geplanten Akt die imposanten Skulpturen hinter denen Klaus her ist.

Kurze Zeit später ist eine Ausfahrt Richtung Köln gefunden. Von der Stadtgrenze kommt mir die Fahrt wieder erstaunlich kurz vor. Der große Bahnhofsvorplatz an dem Klaus mich rauswirft wird von einer großen Scheinwerferanlage grell ausgeleuchtet. Vermutlich eine Konsequenz der Silvesternacht. Nur wenige bewegen sich über die Platte, sichtbare Polizeipräsenz. Kein Ort, an dem man sich freiwillig aufhalten möchte, vielleicht ist genau das die Absicht. Was würde Ursulas Installation aus diesen Energiefeldern machen? Ich gehe in die Haupthalle, biege rechts ab die zwei Ebenen hinunter zur Linie 16. Kurz überlege ich, das zweite 5 Zonen Ticket abzustempeln. Unvernünftig, ich entschliesse mich deshalb sofort eine weitere Fahrkarte für Zone 1b zu ziehen, dem Tarif nach Sürth.